

DER SOZIALIST

ORGAN DES SOZIALISTISCHEN BUNDES

3. JAHRGANG

BERN, DEN 1. MAI 1911

NUMMER 9

Um die Maifeier

NICHT durch einen Vielschreiber, der bei allen Gelegenheiten und bei jeder jährlich wiederkehrenden Feier stereotyp sein Sprüchlein schreibt, soll mit tönenden Phrasen von der »Bedeutung des ersten Maitages« oder wie man seit zwanzig Jahren die Leitartikel nennt, geschrieben werden.

Ein Meier oder Müller von der »Tagwacht« oder »Volksstimme« bringt es ja noch immer fertig, von der »werbenden, mitreißenden Kraft«, die in der Idee der Maifeier liege, zu reden, ob er auch innerlich der Ueberzeugung ist, daß das, was man heute Maifeier nennt, nichts ist als eine traurige Satire auf die Demonstrationsfähigkeit der Arbeiterschaft.

Wohl gibt es noch einige Exemplare einer Gattung von Revolutionären, die recht bei der Sache sind, und es ist noch garnicht lange, da waren alle die Freisozialisten und Anarchisten die ersten im großen Heer, um mit geballten Fäusten und wutverzerrten Mienen den Herrschern zu drohen, daß einst der Tag kommen werde, wo des Volkes Leiden an ihnen gerächt werden, — um den Achtstundentag zu fordern und andere Dinge, die leider durch bloßes Drohen und Rufen nicht zu erreichen sind.

Aber man wächst und jedes Erleben führt ein Stück weiter und wenn es mit rechten Dingen zugeht, dann muß man die eigene Auffassung den andersgewordenen Zuständen, der neuen Zeit anpassen, muß nach neuen Wegen suchen, wenn es auf den alten nicht mehr weiter geht.

Und daß mit der heutigen Feier des ersten Mai nicht mehr viel los ist, das darf jeder zugeben, der nicht aus irgend welchen Gründen der Verfahrenheit oder Unehrllichkeit die Dinge anders darzustellen versucht als sie in Wirklichkeit sind. Man braucht nicht zu sagen, es wäre »gebremst«, zu verkünden, daß die Zahl der Feiernden kleiner und kleiner wird; — nur dadurch, daß man die Tatsachen sieht, so wie sie wahrhaft sind, kann man Wertvolles und Nützlichendes tun.

Näher zugesehen liegt gerade darin die lebendige Kraft, meinetwegen die Rebellion, daß man nicht mehr an den alten Formen und Schablonen klebt, wenn das wirkliche Leben daraus entflohen ist. Was Schönes, Urwüchsiges, Wildes an dem Heraustreten aus dem Alltag, an dem *einen* Tag, den die arbeitenden Menschen zu *ihrem* gewählt, an der Demonstration gegen die verrotteten und kulturlosen Zustände der Ungerechtigkeit, an der Verkündung des Willens zu neuer Verbindung und Verbrüderung, was Starkes an der echten Maifeier von ehemals war, das erfüllt wieder und wieder mit Herzlichkeit und Freude.

Und wo es wirkliche Rebellion gibt, da sei man ein Rebell, und wo man Kräfte braucht zum Bauen eines Neuen, da reiche man die beiden Arme und wünsche sich tausend statt der zwei.

Und gerade in diesen Tagen, wo ein zitternder Glanz über allem Leben liegt und selbst die von Mühe und Not geschlagenen Menschen in den Städten wie verträumt herumgehen, wie verträumt in ihrer unseligen Hast und Geschäftigkeit, erlebt man am leichtesten das Wunder des Erwachens zur Rebellion. Es ist gut, daß im Frühling, mit der zunehmenden Wärme, mit dem Schwellen und Blühen und Wachsen in der Natur auch der Mensch ein Anderer wird, der nach einem Neuen, Unbekannten, »Unmöglichem« schreit.

Solch einen gibt es immer wieder, der dem Frühling ins Antlitz geschaut und dem dann zur erschreckenden Klarheit gekommen, wie um ihn Not, Elend, Herrtüm, Hundedemut, Geiz und Parteisucht und Zank herrscht, und der zum glühenden Rebellen gegen die Ordnung der Ungerechtigkeit geworden ist. Und der, wenn ihn einer der sogenannten »Modernen und Zielbewußten« fragt, welcher Partei oder Richtung er angehöre, ruhigen Tones sagt, daß er Freiheit wolle, und daß er keine weitere Richtung brauche: es sei denn die *Aufrichtung*.

Ja, wenn das, was die organisierten Arbeiter Maifeier nennen, aus einer solchen inneren Notwendigkeit, aus einem solchen Tun-müssen, aus einem bestimmten Willen käme, der bis auf den Einzelnen zurückwirkt, wie er von ihm ausgeht: welcher Revolutionär hätte etwas dagegen? O, möchte es tausende, hunderttausende solche Bewußte geben, es wäre kaum nötig, am 1. Mai zu demonstrieren, die Männer der Arbeit würden auch zu andern Dingen Stellung nehmen und es müßte viel von sozialen Forderungen erfüllt sein! Meinetwegen auch die Feier des 1. Mai! Oder die des 18. März oder irgend eines selbstgewählten Tages, den die Arbeiter zu ihrem Tage machten!

Nichts sei gesagt gegen redlichen Zorn und ehrlichen Haß, wenn er aus der rechten Empörung gegen Bedrücker und Peiniger kommt. Der Ungebundene, meinetwegen der Strolch ist sympathisch gegenüber den Sittenwächtern, Zahmen und Heuchlern; man kann den lieben, der anders ist als die Kulturmännlein mit hohlen Brüsten und eingebildeten — zum Kuckuck! — dummen Gesichtern, man kann die wilde Zigeunerdirne lieben, die natürlicher ist als die Kulturweiblein mit dem Schnürleibchen und fußengen Röckchen und halbmeterhohen Dachungen überm Haupt. Man mag die Affektierten und Kraftlosen unserer Zeit hassen, wie man den erwachten Bauern achtet, den die Sonne gebräunt und dem Mut und Kraft aus dem Auge schaut.

O, warum sollte man sich am Starken nicht freuen? Und sich nicht einmal tragen lassen von den Schwingen der Begeisterung, des Glaubens an die schönen Ideale? Warum sollte man nicht einmal des Hundeloses satt sein, das der Alltag birgt?

Und wenn es nun am 1. Mai wäre?

O, gar bald kommt ja die Ernüchterung. Die Verhältnisse sind stark und schwer lasten sie auf dem Willen der Menschen.

Nichts gegen die Begeisterung; nichts gegen Lebendigkeit am 1. Mail!

Nur mag man rechten Ernstes sein, auch an den andern 364 Tagen des Jahres; nur mag man das Märlieben, das Freiheitsbedürfnis, das Selbstständigkeitsgefühl mitbringen in den sozialen Kampf und sich immer bewußt sein, daß eine neue Ordnung des Lebens, daß Gerechtigkeit und Freiheit nur dann möglich sind, wenn die Menschen anders sein wollen, besser als bisher, besser als die Politikanten, Händler und Schacherer des Alltags, besser als die trägen Arbeiter, die immer erst aufgepeitscht werden müssen und die immer auf den Führer, auf den Andern warten, ohne zu eigenem Willen, zu eigenem Entschluß zu kommen.

Fritz Flierl

Zur Revolution in Mexiko

WENN MAN die Tageszeitungen liest, die einen überall, wo man Wirklichkeiten, seien sie groß oder klein, zu erfahren begehrt, im Stich lassen, bekommt man den Eindruck, als handle es sich in der mexikanischen Revolution nur um den Kampf politischer Ehrgeiziger, Stellenjäger und Millionenräuber gegeneinander. Von den sozialen Ursachen, den schamlosen Raubzügen der Machthaber, die den Staat in der Tasche haben, und der drängenden Landfrage erfährt man nichts. Unsere Leser sind über die Praktiken von Porfirio Diaz und seinen Cientificos und die Ausplünderung der Farmer durch die großen Landgesellschaften in Nummer 3 dieses Jahrgangs Seite 20 unterrichtet worden.

In dem Bericht über den schamlosen Landraub an den kleinen Farmern in Mexiko war schon von dem Schicksal der indianischen Bevölkerung Mexikos die Rede: »Auf die nämliche Weise«, hieß es da, »ist eine indianische Bevölkerung von 6 Millionen in gräßliche Armut, Hoffnungslosigkeit und Leibeigenschaft getrieben worden.« Nunmehr erfahren wir Näheres über die Methoden, mit denen die Regierung des Porfirio Diaz und die mexikanischen und nordamerikanischen Finanz-

räuber die indianischen Stämme neuerdings zu Sklaven gemacht haben: Wir entnehmen einem Aufsatz, den John Turner und Herman Whitaker in Fry's Magazine veröffentlicht haben, die folgenden Mitteilungen:

Bis vor einigen Jahren lebten die Maya- und Jaqui-Indianer friedlich und arbeitsam in dem Staate Sonora. Von da sind sie nun mit Waffengewalt vertrieben worden. Im Laufe des Jahres 1908 erließ Porfirio Diaz den Befehl, Sonora von den Jaquis zu säubern. Als sie, wie es natürlich ist, Widerstand leisteten, wurden sie, in einer Anzahl von 100 bis 125 000 zu Sklaven gemacht; ohne Unterschied des Geschlechts oder des Alters. Sie wurden Stück für Stück zum Preise von 65 Pesos für den Kopf an die großen Plantagenbesitzer in Yucatan verkauft. Der Offizier, dem der Transport der Ausgetriebenen anvertraut ist, erhält 10 Pesos pro Kopf. Das übrige Geld wird dem Kriegsminister überwiesen. Die Grundstücke, die Häuser, die Kühe und Esel, die von den Jaquis nach ihrer Vertreibung durch die Soldateska zurückgelassen werden, das alles wird von dem Amtmann des Platzes, der »ausgeräumt« worden ist, mit Beschlag belegt.

Für den Indianer ist die Deportation schon an sich die schlimmste Strafe, aber man höre nun erst, wie es den Unglücklichen in der Sklaverei ergeht. Diese Männer und Frauen, deren höchstes Gut in der Freiheit besteht, werden genau wie Lasttiere behandelt. Sie werden wie das Vieh gekauft und verkauft. Sie erhalten keinen Lohn, und erhalten nur einmal im Tag Essen: Bohnen, Maiskuchen und halbverfaulten Fisch.

Sie haben ein schweres Tagewerk in den heißen Hanfeldern oder den Gummiplantagen, von morgens ¼4 Uhr bis in die späte Nacht hinein. Nachts werden sie eingeschlossen, Männer und Frauen zusammen, und von bewaffneten Aufsehern bewacht. Die Hausgenossen sind schon unterwegs von einander getrennt worden und kommen nie wieder zusammen. Selbst Mütter werden von ihren Kindern getrennt. Die Frauen werden gezwungen, mit Männern zu leben, die sie nicht kennen, obwohl sie früher mit Männern ihres Stammes vermählt waren.

Stefan Georges siebenter Ring

WIE DURCH die materiellen Siege von 70 und 71 unser Volk an Schwungkraft und materialistischer Energie verlor, das stellt sich auf das Kläglichste in der unorganischen Litteratur der letzten dreißig Jahre dar.

»Als damals hässlich eitle Hast begann,

Die Glieder so verschnürt, dass eins nur wuchre,

entblödete sich der Chor der Dichter nicht, den niedersten Instinkten einer übermütigsten Zeit zu fröhnen. Die besseren, zu kernlos, um den Massensargamenten einer herzlosen unlebendigen Naturwissenschaft zu begegnen, brachten es nur zu kargen Ansätzen und Ahnungen einer freudigeren Wirklichkeit, während die Besten und vielleicht darum die Schwächsten in einer unwilligen Bohème verkamen und außer einzelnen rührenden Bekenntnissen ihrer inneren Öde und ihrer abkräftigen Leidenschaften nichts hervorzubringen vermochten.

In all dieser Zeit der Zerrissenheit und des verzweifelten Lärmens regierte Stefan George unsichtbar unseren Tagen in einem selbstgeschaffenen Reiche von Glanz und Schönheit.

Wer dafür hält, daß der Dichter ihm nach Maß die verklärende Hülle für all seine Blößen und Gebrechen zu wirken habe — und genug Kotzebues sind dazu immer erbötig — der würde durch die keuschen Verse Georges, denen eine bis dahin nicht gekannte Geistesdichtigkeit eignete, auf das Empfindlichste gekränkt. In dem verachtungsmächtigen »Zeitgedicht«, das Georges letztes großes Werk eröffnet, spricht er es aus:

»Als ihr in Lärm und wüster Gier des Lebens

Mit plumphem Tritt und rohem Finger ranntet,

Da galt ich für den salbenbrunnen Prinzen — — —

Wem aber Rhythmus und Formkraft von der ihnen immer zu Grunde liegenden sittlichen Einheit zeugen, der war schon damals nicht »blind für was in dünnem Schleier schlief« und erkannte in George ein Pathos, das seine großen Rhythmen nicht durch den Anteil an einer

frevelnden Zeit zerstückeln lassen wollte, der sah in ihm mit immer wachsender Spannung eine ungeheure Kraft, die ihre ganze Entfaltung nur für eine bessere Stunde aufzusparen gewillt war. —

Ist die seelische Luft in Deutschland inzwischen reiner geworden und ließ den Dichter Worte gestalten, die er bisher nicht aus ihrem klaren Schlate zu wecken wagte, oder hat die sich immer steigende Angst und allgemeine Not eine solche Höhe erreicht, daß die Liebe des Dichters zu seinem Volke nicht mehr zu schweigen vermochte? — »DER SIEBENTE RING«, der überreiche Ertrag von sieben reifen Jahren, liegt seit 1908 der Öffentlichkeit vor, und George nimmt in diesem Werke, das, wie er selbst sagt, »ganz in vaterländischer Brache emporwuchs« und der Reife »ganz ohne Fernluft« zuzug, auf das unmittelbarste Stellung zu unserer Zeit: zum Volk, zu den Fürsten, zu den Schaffenden und zu den Verführern.

Wer fühlte es nicht, daß mit dieser durchgängig großen Schöpfung, in der des Dichters

»Schmerz ob unsrer selbstgenährten Qualen,

Sein Zorn auf Lasse, Niedre und Verruchte

In Form von Erz gerann«

eine neue Epoche deutschen Geistes und deutscher Sitte anbrach?

Der wahre Seher und Sänger steht hoch über der Zeit Parteienungen und so sind die Fragen, ob George konservativ, Sozialist oder gar Anarchist sei, mißsige Fragen. Als die Wächter des heiligen Feuers, als die Verwalter von der Jahrhundert Erbe waren die großen Dichter immer konservativ; als die immer Beflügelten und immer Tönenden und so die Welt im Fluß Erhaltenden, waren sie, wenn man will, immer Anarchisten, das heißt geschworene Feinde aller toten Formen, jeder zeitigen Kristallisation sowie jedes zerstörenden Zwanges; und als die sich ganz Mittelenden und Verschenkenden sind sie, wenn man das Wort nur nicht zu eng faßt, stets Sozialisten.

Kein Wunder, daß die Sterblichkeit unter ihnen sehr groß ist. Von den Jaquis allein gehen zwei Drittel binnen Jahresfrist nach ihrer Ankunft in Yucatan zu Grunde. Von ärztlicher Hilfe oder irgend welcher Krankenpflege ist keine Rede. Je mehr Sklaven sterben, umso vorteilhafter für die Regierung, denn desto größer ist die Nachfrage nach neuen.

Sie werden barbarisch mißhandelt und mit Peitschenschlägen traktiert.

Noch schlimmer aber als in Yucatan geht es in den Valle Nacional zu. Fast nie kommt ein Sklave lebend aus diesem Bezirk.

Genau dieselben Verhältnisse wie da herrschen in den Gummiplantagen in der Landenge von Tehuantepec. Herman Whitaker hat sie persönlich besucht. Was dort noch schlimmer ist, ist das Klima: feuchtheiße Fieberluft. Die Besitzer dieser Plantagen sind keine Mexikaner, sie gehören zu den Finanzräubern der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Ihre Plantagensklaven werden bezeichnender Weise »Enganchados«, d. h. etwa »In der Falle Gefangene« genannt. Die Sterblichkeit unter diesen Unseligen beträgt 99%!

Hören wir nun noch, was es für ein Menschenschlag ist, der von Kapital und Staat in Mexiko derart zu Tode geschunden wird. Der niederländische Forschungsreisende Dr. ten Kate hat diese Indianer seiner Zeit in dem Staate Sonora in Mexikanisch-Kalifornien kennen gelernt und schreibt darüber im Märzheft der holländischen »Vragen des Tijds«: »Der Jaqui ist die ritterlichste und interessanteste Gestalt von den vier Menschengruppen, die in Mexiko in der Sklaverei zu Grunde gehen. Er hat eine lange und ruhmreiche Vergangenheit hinter sich, so wenig auch die Außenwelt davon weiß. Seit dem Jahre 1609 führt er einen oft unterbrochenen aber niemals aufgegebenen Kampf um sein gutes Recht; er ist ein unzähmbarer Kämpfer für seine Freiheit. Die Jaqui-Indianer haben den Krieg immer gesitteter und christlicher geführt als die mexikanischen Truppen, deren Bundesgenossen sie manchmal in den Kriegen gegen die Apachen waren. Der

Jaqui ist ebenso wenig wie der Mayo ein »Indianer« im üblichen Sinne. Die beiden Stämme sind dem Stadium der »Wildheit« schon lange entwachsen, und die meisten Jaquis sprechen neben ihrer eigenen Sprache, die sehr wohlklingend ist, spanisch. Alle sind, wenigstens dem Namen nach, katholisch.

Die Jaquis sind ein sehr kräftiger, stattlicher Menschenschlag und sind sehr arbeitsam, eines der besten Elemente in ganz Mexiko und Mittelamerika. Paul Schumacher, ein Ingenieur, der gute ethnographische Kenntnisse hatte, den ich seiner Zeit in Guyana getroffen habe, hatte viele Jaquis bei dem Eisenbahnbau durch Sonora in seinem Dienst gehabt. Er faßte seine günstige Meinung über diese Indianer in die Worte zusammen: »Der Jaqui ist ein Gentleman.« Alle, die mit Jaquis zu tun hatten und nicht von Rassenvorurteilen erfüllt waren, äußern einstimmig ihre günstige Meinung über diese Indianer. Dadurch, daß die mexikanische Regierung diese Einwohner in ihrer Gesamtheit aus dem Land verbannt hat, hat sie dem Staat Sonora unberechenbaren Schaden zugefügt. Sie scheint nicht einzusehen, daß die besten Kolonisten eines Landes die Eingeborenen selbst sind.«

Der Jaqui ist ein Gentleman. Was aber ist der herrschende Mexikaner? Was ist der Präsident Porfirio Diaz, der jetzt schon daran denkt, mit seinen vielen, vielen Millionen, die er durch solche Methoden gesammelt hat, aus dem revolutionären Mexiko zu uns nach Europa zu flüchten? Er soll nur kommen; kein Zweifel, er wird als Haupt der mexikanischen Republik von etlichen Höfen in Europa mit fürstlichen Ehren empfangen werden. So gut wie der russische Zar. —

Inzwischen hat der Präsident Taft im Interesse der großen Eisenbahnmagnaten und anderer Kapitalisten der Vereinigten Staaten, die Milliarden in Mexiko angelegt haben, durch Mobilisierung von 30 000 Mann Bundestruppen an der mexikanischen Grenze versucht, die Tätigkeit der Revolutionäre, die von den nordamerikanischen Grenzstaaten aus wirkten, lahmzulegen. Indessen ist doch die Revolution schon soweit gediehen,

Ja sicher war es ein Dichter, dem inmitten all der Greuel römischer Zwangsherrschaft zuerst die Vision von einer zu einem göttlichen Leibe verschmolzenen Menschheit kam. — Ist doch echte Poesie keine müßige Kunst, sondern Magie, wahre Macht »des Wortes«, die dem Menschen vom Anfang der Tage an verordnete Freiheit, die Welt nach seinem Bilde zu gestalten.

Versteht man, unter echter Popularität, die reinsten, jeden Guten angehenden Gedanken in der reinsten lebendigsten Form — eine andre Popularität wird sich ein waches strebendes Volk verbitten — dann ist der siebente Ring das populärste Buch unserer Zeit. — Da aber George ein bildendes Genie ist und unsere Sprache unter dieser neuen Macht und Liebe eine ganz neue Form gewann, so sei's gesagt, daß seine Dichtung von dem in sie Eintretenden die innigste Andacht der Sinne und die größte Wachheit und Nüchternheit des Geistes erheischt. Es ist hier nicht der Platz eine ästhetische Wertung vorzunehmen — ja einem solchen Reichtume gegenüber erschiene es mir bubenhaft einzelnes ausstellen zu wollen — ich will den Leser mit dem sittlichen Gehalt des Werkes, insbesondere mit den Wahrheiten, Warnungen und Ermahnungen, die der Meister unsrer Zeit entgegenhält, bekannt machen. Zuvor aber noch einmal betonen, daß man den sittlichen Geist eines Dichters, der sich vor allem in der die Seelen neu gestaltenden Macht des Rhythmus, in den von geheimnisvollen Harmonien zeugenden unauf lösslichen Reimen, und nicht zuletzt im innern Strom ursprünglicher, edeler Worte offenbart, durch derlei Anszüge und Umschreibungen erschöpfen zu können nie wännen darf.

Die zerstörenden Mächte, die der Dichter im heutigen Leben gewahrt, sind Hochmut auf der einen, Niedertracht auf der andern, Übermut aber auf beiden Seiten. Verschollen sind die Tage, wo unser Volk ein Leben im Geist und in der Wahrheit führte, die Herrschenden ein »Vorbild göttlicher Verwaltung« waren. »Das Mark das alle speist,

vermürbt.« Überall weist der Lügengeist seine windigen herzlosen Gebilde. Der lärmende Jubel über die Größe und die Größen des Jahrhunderts, über all seine Vorzüge vor früherer Zeit und seinen Fortgang zu einer sonnigen glorreichen Zukunft vermag nur schlecht den allorts anbrüchigen morschen Lebenswillen, all die ärger nicht zu spannenden Widersprüche zwischen Erkennen, Fühlen und Wollen, all die Glaubenslosigkeit und Angst vor nur allzunaher »Armut, Not und Schmach« zu verhüllen. Und so lacht der Dichter voller Grimm:

*»Welten und Zeiten durchrauscht nun! ein Staunen! ein Feiern!
Doch wer die Grundnote hört, der lacht und bleibt stumm.«*

Denn wer vermag einer Menge zu helfen:

*»Die auf der Stimmen lautest nur horcht,
Nicht Höhen kennt, die Seelenhöhen sind.«*

die »als Wahrheit nur die tollsten Wunder« nimmt?

Seine Sprüche gegen die Verführer unseres Volkes gemahnen an die Worte des Jesajas gegen die falschen Propheten: »und trösten mein Volk in seinem Unglück, daß sie es gering achten sollen und sagen: Friede, Friede! und ist doch nicht Friede!«

Die Gier der Schwindsüchtigen ist es, die sie dem Bösen zujubeln läßt, die sie lehrt, das von den vorsorgenden Eltern ererbte Gut toll zu verprassen und unbekümmert um die Nachkommen die Tage zu ihrem Ende zu treiben. Bis in die reine Einsamkeit des Landvolks sind die Lügenpropheten und ihre Schwindel- und Lebenskunst gedungen, und der Bauer, der bisher fromm seiner Hände Werk und dem Himmel vertraute, weiß heute, wie man mit »eklem Schutt von Röteln, Kalk und Teer« der Erde dreifache Frucht entmartern kann. Die christliche Erkenntnis, daß alle Kultur nur auf dem liebevollen Kultivieren der mit uns und unserer Produktivität solidarisch verbundenen Erde beruht, läßt aber den Dichter die Warnung ausrufen:

daß es zu einem Waffensieg über sie nicht mehr kommen konnte.

Es scheint in diesen Tagen zu etwas anderem zu kommen: zur Korruption und zum Kompromiß. Madero, der sich zum Führer der Revolution aufgeworfen hat, ist im Begriff, mit der Regierung seinen Frieden zu machen und seinen Anteil an der Macht für sich und seine Freunde zu erlangen.

Madero ist in der Tat also einer der »Revolutionäre«, wie sie in den südamerikanischen Staaten nur allzu häufig sind: ein Prätendent, der an den Trog will. Da ist es wichtig zu erfahren, daß ein Teil der Führer der Revolution — ein wie großer soll sich erst zeigen — Madero schon vor diesem Techtelmechtel hat fallen lassen und gewillt ist, die Revolution um sachlicher Umgestaltung willen weiter zu führen. Das Organ der revolutionären Junta, »La Regeneracion«, das in Los Angeles in Californien herausgegeben wird, veröffentlichte am 25. Februar einen Aufsatz des Revolutionärs und Leiters der Junta Magon. Magon ist der Führer der Revolutionskämpfer, der — wie sich jetzt herausstellt, ohne sein Wissen und gegen seinen Willen — von Madero als provisorischer Vizepräsident bezeichnet worden war, während Madero sich selbst provisorischer Präsident genannt hatte. Magon wendet sich mit größter Schärfe gegen Madero, dem er Verrat an der Sache der Freiheit und politische Streberei vorwirft; und das alles ist geschrieben, ehe es zu den Kompromißverhandlungen kam. »Wir brauchen keinen Herrn«, schreibt er, »wir brauchen Land und Freiheit. Das Wahlrecht wird uns nicht satt machen.« Und er fügt hinzu: »Unsere Rettung liegt nicht lediglich im Sturz des Diaz, sondern in der Umgestaltung des herrschenden politischen und sozialen Systems: und diese Umwandlung kann nicht durch den bloßen Sturz eines Tyrannen, auf daß sich ein anderer an seine Stelle setze, bewirkt werden, sondern durch den Kampf gegen das angemaßte Recht des Kapitals, sich einen Teil des Produkts des Arbeiters anzueignen.« Und dann fügt er klar und bestimmt sein anarchistisch-sozialistisches Bekenntnis bei:

»Streut diesen Sand und zweimal könnt ihr keltern
Und dreschen und das Vieh ist doppelt melk.
Nun schwelgt und spottet eurer kargen Eltern. —
Doch übers Jahr bleibt alles brach und welk.«

Die ganze Ergriffenheit des Sehers, dem unseres Volkes bittere Sühne unausbleiblich erscheint für alle Gier und Wahn, mit dem es die Erde und so die menschliche Seele selber zerwühlt und entweidet hat, gestaltet sich in der Vision: Der Widerchrist, die mit den dantesken gewaltsamen Worten endet:

»Ihr jauchzet entzückt von dem teuflischen Schein,
Verprasset, was blieb von dem früheren Seim
Und fühlt erst die Not vor dem Ende.
Dann hängt ihr die Zunge am trocknenden Trog,
Irrt ratlos wie Vieh durch den brennenden Hof.
Und schrecklich erschallt die Posaune.« —

Die marklose Schlechtigkeit vermag nichts Dauerndes zu schaffen. Alle großen bleibenden Werke waren immer Denkmale eines einheitlichen einmütigen Volkes; was könnte einer glaubenslosen, durch die Selbstsucht der Einzelnen tausendfach zerrissenen Zeit großes gelingen? — »Schlechte Hütten« und »Barbarenhöhlen« sind, was den ganzen Stolz der Heutigen ausmacht, und angesichts eines erhabenen Denkmals aus größerer Zeit spottet der Dichter grausam:

»Reißt es ein, was euch so dauernd höhnt!
»Schon wuchsen

Und wie zerfällt sichtbar der Bau unserer Zeit bei des Dichters Worten:

»Schon wuchsen
In Riesenformen Mauern Bogen Türme —
Doch das Gewölk, das höher schwebte, ahnte
Die Stunde lang voraus, wo er versiel —«

So wenig wie von unserm öffentlichen Leben kann dem Sänger vom Leben der Könige und Fürsten Steigerung und Anregung seiner Kräfte kommen:

»Vor allem andern muß ich sagen, daß Regierungen mir widerwärtig sind. Ich bin fest überzeugt, daß es eine gute Regierung nicht gibt und nicht geben kann. Sie sind alle miteinander schlecht, ob sie sich absolute Monarchien oder konstitutionelle Republiken nennen. Regierung ist Tyrannei, weil sie die freie Entschließung des Individuums beschneidet, und der einzige Zweck, dem sie dient, ist der, ein soziales System aufrecht zu erhalten, das zu der wahren Entfaltung des Menschen nicht paßt. Regierungen sind die Wächter der Interessen der reichen und privilegierten Klassen, und die Zerstörer der heiligen Rechte des Proletariats. Ich habe darum keinerlei Wunsch, ein Tyrann zu werden. Ich bin ein Revolutionär und will ein Revolutionär bleiben, solange ich atme.«

Diese Worte sagen weder nach Inhalt noch Form irgend Neues; woher Magon den Ausdruck seiner Erkenntnis hat, ist jedem Kenner der anarchistischen Litteratur klar; auch haben diese allgemeinen Grundsätze für einen aktiven Revolutionär nur Wert, wenn er versteht, sie unter den besonderen Umständen seines Landes in Wirklichkeiten zu verwandeln. Bedeutungsvoll ist aber eben, daß Magon nicht als Anarchist zu den Revolutionären gegangen ist, sondern daß er während der Revolution und durch die Erfahrungen, die er in ihr machte, ein Anarchist geworden ist.

Magon hat am 11. März im Namen der Junta der Mexikanischen Liberalen Partei an die nordamerikanischen Arbeiter einen Aufruf erlassen, aus dem die eigentlichen Ursachen der Revolution, wie wir sie mitgeteilt haben, klar hervorgehen. Wir führen daraus an: »Wir sind im revolutionären Kampf gegen unsagbar grausame Sklaverei, die uns auferlegt und von der amerikanischen Geldmacht gestützt wird. Die Standard Oil Co., die Guggenheims, die Southern Pacific Railway, der Zuckertrust, all diese Börsenautokraten sind die Mächte, gegen die wir in Mexiko uns erhoben haben. Sie haben uns zu Hunderttausenden von unsern Ländereien vertrieben und heimatlos gemacht. Hunderttausende sind in solche Höllen wie die Tabakplantagen der Valle

»Heut da sich Schranzen auf dem Throne brüsten
Mit Wechslermienen und unedlem Klirren.«

»Die Fürsten Priester Knechte gleicher Art.
Gedunsene Larven mit erloschnen Blicken
Und Frauen die ein Sklav zu feil befände.«

Aber das Mene Tekel steht dem Seher schon vor Augen:

Aachen Graböffner

»Wenn dies euch treibt, so milderts euren Frevol
Die wieder ihr in heiligen Gräften scharrt:
Die dunkle Furcht vor nahem Pech und Schwefel,
Die Ahnung, dass am Tor das End schon harrt.«

So wandelt der Dichter »verschont von Gnaden, die entehren und mit froher Zuversicht erfüllen uns seine Worte:

»Wir los von jedem Band, von Gut und Haus:
Wir einzig können stets beim ersten Saus,
Wo grad wir stehn, nachfolgen der Fanfare.« —

Ist eine Gesellschaft erst einmal der sie begründenden Idee verlustig gegangen, so vermag nichts ihrer gänzlichen Auflösung Einhalt zu gebieten. Der Dichter weiß, dieses ganze Geschlecht ist dem Untergang verfallen. Nicht aus der Mitte der den heutigen Tag Bestimmenden und noch minder von ihren Söhnen, »die sich in schaler Lust für künftige Ämter verstumpfen«, ist die Rettung zu erwarten.

»Der Mann! Die Tat! so lechsen Volk und hoher Rat.
Hofft nicht auf einen, der an euren Tischen ass!

Vielleicht, wer jahrlang untr euren Mördern sass,
In euren Zellen schlief: steht auf und tut die Tat.«

In einer hureißenden Vision, überschrieben »Die tote Stadt« entrollt der Meister prophetisch das Bild einer nicht fernen Zukunft.

Nacional und die Hanfplantagen von Jucatan oder in die Verbannung getrieben worden. Wir kämpfen für die Wiedererlangung von Millionen und Millionen Morgen Landes, die durch die betrügerischen Manipulationen von Diaz' ruchloser Regierung und ohne Zustimmung der rechtmäßigen Besitzer an fremde Syndikate gegeben worden sind; und wir sind entschlossen, den Armen wiederzuerwerben, was von Rechtswegen ihnen gehört. Das sind die Gründe, warum die Geldmächte der Vereinigten Staaten dazu hetzen, daß mit Waffengewalt eingegriffen werde.

Es kommt alles darauf an, ob die Revolution weiter geht, ob die notleidenden Farmer und Arbeiter in diesem Sinne zur Junta stehen und ob es zu tatsächlicher Regeneration, zur sozialen Neugestaltung und Befreiung kommt. Achten wir auch weiterhin auf die Vorgänge in Mexiko.

Gruß und Aufruf

Aus Gustav Landauers »Aufruf zum Sozialismus«, der soeben erschienen ist (siehe Anzeige auf Seite 72), geben wir hier als Probe-stück die letzten Worte wieder:

WER es nicht in den Stunden, in denen diese Worte und ihr Gefühl nun zu ihm gesprochen haben, schon gehört hat, dem sei es jetzt zum Abschied gesagt: wie wir so manchen gewohnten Klang in den Mund genommen haben, um nur erst einmal zu den Menschen sprechen zu können, und solche vorläufigen, landläufigen Worte dann als falsch angewandt oder ungenügend im Ausdruck zur Seite legten, so mag es auch einmal diesem Wort gehen: Sozialismus. Vielleicht ist dieser Aufruf auch dazu der Anfang eines Weges, ein besseres, ein tiefer heraufgeholtes, ein weiterhin weisendes zu finden. Schon jetzt aber soll jeder wissen: nichts hat unser Sozialismus gemein mit schmatzender Behaglichkeit oder der Sucht nach schäferisch ungestörtem Idyll und einem breiten Leben, das nur der Wirtschaft, der Arbeit für des Lebens Notdurft gewidmet wäre. Viel war hier von der Wirtschaft die Rede; sie ist die Grundlage unsres Selbsterlebens und soll einmal so die Grundlage sein,

daß nicht mehr so viel davon die Rede zu sein braucht. Gruß euch, ihr Schweifenden, ihr Rastlosen, ihr Wanderer und Landstreicher und Pflastertreter, die ihr kein Wirtschaften und kein Einfügen in diese unsre Zeit vertragen. Gruß euch, ihr Künstler, die ihr über den Zeiten gestaltet. Gruß auch euch, ihr Krieger alter Zeiten, die ihr nicht wolltet, daß das Leben in der Ofenröhre verhutzle! Was heute an Krieg und Schwerterklang und Wildheit in der Welt ist, ist fast allewege nur noch verfratzte Maske über Öde und Gier; Haltung, Treue und Ritterlichkeit sind wunderselten geworden. Gruß auch euch, ihr Stammler, ihr Schweigenden, die ihr im Tiefsten, von wo kein Wort herausrollt, die Ahnung berget: unbekanntes Größe, ungesagte Kämpfe, inniges Seelenleid, wilde Wonnen und Wehen werden hierfür der Menschheit Teil sein, der Einzelnen wie der Völker. Ihr Bildner, ihr Dichter, ihr Musiker, ihr wisset davon und aus euch reden schon die Stimmen von Gewalt und Inbrunst und Süßigkeit, die aus neuen Völkern herausblühen sollen. Zerstreut in all unsrer Wüstheit leben die jungen Menschen, die festen Männer, die geprüften, Greise, die holden Frauen; mehr als sie es selber schon wissen, leben da und dort die Menschen, die Kinder sind: und in ihnen alle lebt Glaube und Sicherheit von großer Freude und großem Schmerz, der einst die Geschlechter der Menschen neu packen und gestalten und vorwärts schicken wird. Schmerz, heiliger Schmerz: komm, o komm nur erst in unsre Brust! wo du nicht bist, kann nimmermehr Friede sein. Alle ihr — oder seid ihr denn gar so wenige? — alle, in denen der Traum lächelt und weint, alle, die ihr Taten atmet, alle, die Jubel tief hinuntergesenkt in sich spüren, alle, die Verzweifelte sein möchten aus Grund und Wahn und echter Not, nicht für die Lumperei aus Blödsinn und Niedertracht, die uns heute umgarnen und sich auch Elend und Not heißen, alle, die heute einsam sind und Form, das heißt aber: Bild und Rhythmus gesammelter Gestaltungskraft in sich tragen, alle, die den Befehl aus sich herauslassen können: im Namen der Ewigkeit im Namen des Geistes, im Namen des Bildes, das wahr und Weg werden will,

»Die weite Bucht erfüllt der neue Hafen,
Der alles Glück des Landes saugt.«

Die Menschen haben ihre alte Mutterstadt oben auf dem Felsen und mit ihr die glaubensvolle Gewohnheit werktätigen Lebens verlassen. Die wilde Gier des Feilschens hat sie fast alle hinuntergetrieben, sich am Hafen in der Neustadt anzusetzeln. Aber schon sieht der Dichter den Tag, wo sie in allem Überflusse siech nach der alten Veste pilgern und all ihre Schätze gegen den klaren Quell und den reinen Odem der Höhe eintauschen wollen.

»Doch strenge Antwort kommt: hier frommt kein Kauf,
Das Gut, was euch vor allem galt, ist Schutt.«

Euch all trifft Tod. Schon eure Zahl ist Frevel.
Geht mit dem falschen Prunk, der unsern Knaben
Zum Ekel wird! Seht, wie ihr nackter Fuss
Ihn übers Riff hinab zum Meere stößt.«

Ob wir einer besseren Zeit entgegengehen? Nur das schaffende Gefühl in der eigenen Brust kann entscheiden. Diejenigen, die heute so laut fortwährend ihren und der Welt Geburtstag feiern, bringen das Heil gewiß nicht. Und wir empfinden mit dem Dichter:

»Nur aus dem Fernsten her kommt die Erneuerung.«

Des Christentums unsterbliches Verdienst ist es, das organisierende Prinzip der Welt in der Liebe gefunden zu haben. Der Geist der Liebe ist allein, der eine Gesellschaft rhythmisch bewegt und gliedert, der durch den kräftigen Umschwung des Blutes auch noch die kleinsten Gefäße schaffend erfüllt, der durch Bildung immer notwendigerer Beziehungen, immer reicherer und feinerer Abstufungen das Leben des Einen in sich selbst Unterschiedenen verherrlicht und erhöht. Christentum ist Hochzeit und Einung (nicht Vermischung) aller Wesen durch

den Kult des Gottes, der sich selbst die Liebe genannt hat. — Wo aber eine Gesellschaft dieses beseelenden Zentrums verlustig gegangen, da sieht man überall nur Haß und Fliehstreben aller Glieder gegeneinander; da wähnt jeder in verderblicher Überhebung ohne und gegen die Brüder sein Bild gestalten zu können. Da bewahrt schließlich nur noch äußerster Zwang tauber despotischer Gesetze die widerstreitenden Kräfte vor gänzlichem Auseinanderfliehen. Wo wir heut hinblicken, überall gewahren wir solche innere Loslösung vom Ganzen, kranke Entzündung der Selbstheit, wollüstigen Selbstgenuß der Zeugungsorgane als solcher und unter tausend Verkappungen den Willen zum Tod, zum Nichts. Und doch, wer wüßte nicht von jenem höchsten Gesetze menschlich-seelischen Lebens, demgemäß wir unsere Kräfte nur frei bewegen können ruhend in dem relativ zu uns unwandelbaren Höheren: nur in seinem Lichte kommen wir zur Selbsterkenntnis, nur durch es erhoben und gehalten kommen wir zur Selbstgestaltung. Solche Hingabe gegen das Höher Erkante, das ist wahrer Wille zur Macht, zur höchsten Macht, zu Gott. In solcher Hingabe allein finden wir die Kraft uns gegen das Niedere und Schlechte männlich abzuschließen. Durch solches Abschließen allein erheben wir das Niedere zu uns und machen es dem Guten dienstbar.

Je einiger in einer Gesellschaft die Einung ihrer Mitglieder, desto klarer und entschiedener vollzieht sich auch ihre gleichzeitige Unterscheidung. Aus abertausend verschiedenen Kehlen soll der Lobgesang dieser Wunderwelt erschallen. Im Zorn gegen die Nivellierer und Feinde des immer neu und anders formenden Lebens meint der Dichter zu einem Jesuitenpater: »auch euer Gift und Dolch ist bessere Sitte als die der Gleichheit lobenden Verräter«. Das fromme ehrwürdige Verhältnis zwischen Meister, Gesellen und Lehrling — fast alle andern menschlichen Verhältnisse finden hier ihre Analogie — wird seine reinsten Ausbildung erst in einer freien Menschenverbündung finden.

die Menschheit soll nicht verrecken, der graugrüne, dicke Schlamm, der heute bald Proletariat, bald Bürger-volk, bald Herrenkaste heißt und der überall, oben und unten, nichts ist als ekles Proletariat, dies gräßlich widerliche Menschenzerrbild der Gier, der Sattheit und der Erniedrigung, soll sich nicht länger regen und räkeln, soll uns nicht länger beschmutzen und ersticken dürfen: sie alle werden gerufen.

Ein erstes Wort ist dies. Noch viel ist zu sagen. Es soll gesagt werden. Von mir und von den andern, die hier gerufen werden.

Neue Formen des Streiks

Von Max Clair

II.

Die ganze Kraft des Kapitalismus, seine Intelligenz und seine Mittel zielen nicht darauf ab, ein Werk zu vollbringen, weil es schön oder nützlich ist, sondern lediglich, weil es geeignet ist, Gewinn zu bringen. Wer sieht nicht, wie dieses Verfahren unlogisch und verhängnisvoll ist!

[Der Verfasser zeigt im weiteren an drei Industrien, die er als Beispiel herausgreift, dem Hausbau, der Bekleidungsindustrie und der Nahrungsmittelindustrie, wie das Profitsystem zur Herstellung gesundheitsschädlicher und auf den verlockenden Schein berechneter Erzeugnisse führt. Der beschränkte Raum nötigt uns, diese Ausführungen, die zum Teil Tatsachen bringen, die bekannt sind, wegzulassen.]

Ein Zweck des Menschenlebens, vielleicht der wichtigste, ist zu handeln und zu schaffen; unter normalen Umständen wäre es überflüssig, hinzuzufügen: recht zu schaffen, Brauchbares zu erzeugen. Der Kapitalismus nun schafft nicht, er läßt schaffen, er läßt fabrizieren und, um zu fabrizieren, braucht er Arbeiter; wenn er schlecht fabrizieren läßt, kann man sagen, daß die Arbeiter Helfershelfer dieser Fälscher sind, Helfershelfer und Opfer zugleich!

Ihr seid die Träger von alledem! Ihr seid die Zahl, ihr seid die Kraft, ihr seid die Gerechtigkeit, und doch seid ihr die Träger von alledem. Ihr seid die Zahl, aber ihr seid isoliert. Ihr seid die Kraft, aber sie ist zerstreut, ihr seid die Gerechtigkeit, aber ihr wißt es nicht.

Schließt euch zusammen, vereinigt euch, bildet euch. Lange hat man euch zwingen können, vereinzelt, zerstreut, unwissend zu bleiben, daher kam die Macht eurer Herren. Heute kann man es nicht mehr, und ihr werdet siegen, wenn ihr es wollt. Euer Sieg jedoch wird nur dann sicher und von Dauer sein, wenn ihr ihn verdient, wenn ihr euch seiner würdig zeigt, wenn ihr mehr wert seid als die, an deren Stelle

Der größte Schaden des Staatenlebens ist ja, daß wir in Zwang und Frohn, immer mehr geschoben als freiwillig gehend, nicht nach eigenem Gefühl uns unsere Bahn und Führer zu wählen vermögen, die feinsten Organe in uns und Anlagen werden gerade dadurch zerstört, daß wir fast immer von solchen umgeben sind, die uns just am wenigsten angehen. Bis zum Tage der Freiheit rettet uns das allein vor gänzlicher Zersplitterung, daß wir dem Großen, das einem jeden von uns einmal begegnet, mit allen Kräften trenn bleiben, daß wir gleich dem Eisen, das durch alle Zwischenmaterien hindurch den Magneten spürt, durch alle Wirris und Vereinzelung des Tages mit greifender Sehnsucht zu denen durchdringen, von denen uns reinste Nahrung kommt.

Daß der Dichter Rettung und Lösung nur von einer neuen Erweckung religiösen Lebens erwartet, erhellt aus vielen Gedichten, vor allem aus dem ergreifenden Hymnus an »das strahlende allmächtige Kind«, der mit den Worten schließt: »Das neue Heil kommt nur aus neuer Liebe.« Im frommen Anschau der höchsten Einheit werden Herz und Sinne, Geist und Geschlecht, die jetzt so unheilig auseinander gerissen sind, wieder verschmelzen. Das Schlimmste was man dem Volke antat, war, daß man ihm seinen Mut zum Glauben und zu den höchsten Hoffnungen durch die angeblichen Resultate einer des geistigen Bandes völlig entbehrenden Naturwissenschaft raubte. Die Liebe, die bisher als die höchste Weiserin das menschliche Erkennen und Handeln befreite, in deren »Streben nach Vergöttlichung« alle zerspaltenen Feuer in uns verschmolzen, wurde zur Dienstmagd tierischer Leidenschaften erniedrigt. Mit »erhitzten Sinnen und zersplissenem Herzen« schente man sich nicht mehr, da zu lieben, wo man doch nicht achten konnte, und verlor so durch unheiligste Vergeudung der Kräfte die Fähigkeit, da zu lieben, wo man achten mußte. Aus solcher heillosen Verwirrung kann nur Hilfe vom höchsten Throne befreien:

»und EINE Hochzeit heilt von zweien: Zerstreung

ihr treten wollt. Wozu haben bisher vielfach eure Klassenkämpfe gedient? Wofür habt ihr eure Zeit, eure Mühe, euer Elend, oft euer Leben gegeben? Damit einige unter euch, eigensüchtige Überläufer, sich auf euren Schultern in die Höhe schwingen, Kleinbürger werden und euch schuriegeln wie die andern.

Eure Taktik ist schlecht gewesen oder vielmehr, ihr habt nur eine einzige angewandt, wo mehrere notwendig gewesen wären. Eine davon will ich heute zeigen und mich dabei auf die erwiesene Tatsache stützen, daß der Kapitalismus, wenn er nicht dazu gezwungen wird, nicht in der rechten Weise und nicht nützlich arbeitet. Solange bis ihr ohne sein Dazwischentreten für euch selber arbeitet, könnt ihr ihn zwingen, gut und nützlich zu arbeiten, und ihr könnt es schnell, wenn ihr versteht, euch zusammenzuschließen.

Jedes Produkt, ob es gut oder schlecht hergestellt ist, geht in die Zirkulation und den Verbrauch ein. Wenn wir von den Luxusgegenständen absehen, die im Vergleich zu den andern wenig zahlreich sind, hat jeder Arbeiter ein Interesse daran, daß jedes Produkt gut ausgeführt sei. Der »Sabote« fällt die Sache gerade am umgekehrten Ende an.

Beim Sabot fährt man wohl fort zu arbeiten, aber man arbeitet schlecht; der Arbeiter tut im kleinen, was der Unternehmer im großen tut. Wie kann nun der Arbeiter, ohne sich zu widersprechen, ein Verfahren wählen, das er bei dem Unternehmer verwerflich findet?

Um das zu verstehen, muß man den Zustand der leidenschaftlichen Aufregung, in den die von bestimmten Unternehmern ausgebeuteten Arbeiter kommen, und ferner die Tatsache kennen, daß der Sabot manchmal schnell ausgezeichnete Erfolge herbeigeführt und daß man darum versucht, ihn zu verallgemeinern. Der Beweis ist nicht schwer, daß die allgemeine Anwendung dieses Manövers von Übel wäre, und wir sind der Meinung, daß der Kapitalismus durch andere Mittel geschädigt werden kann.

Wer Sabot sagt, sagt Zerstörung oder zum mindesten Herstellung eines minderwertigen Produkts, also eines solchen, das keinen oder nicht genug Nutzen bringt. Zerstörung oder Nutzlosigkeit ist gleich einem negativen Ergebnis. Nun hat sich ein negatives Ergebnis noch nie in ein positives verwandeln können und es ist schwer zu verstehen, wieso ein negatives Ergebnis vom Standpunkt der Produktion aus eine heilsame Wirkung zeitigen soll.

Wenn man sabotierte, könnte einer sagen, »tut man dem Unternehmer einen Tott an und schwächt seine kapitalistische Kraft. Man beweist ihm, daß auch seine Arbeiter eine Macht sind, die nicht mit sich spaßen läßt.« Aber wie soll dieses Vorgehen, das dem Unternehmer Schaden bringt, im Stande sein, dem Arbeiter Nutzen zu bringen? Darauf kommt es an; und das ist schwer einzusehen. Darum handelt es sich nicht, den Unternehmer zu schädigen; damit könnten

Und swiel Kosten von dem süßen Gift.

Der Dichter will uns eine neue Töne gegen unsre Ideale lehren, eine neue Verpflichtung und Vornehmheit will er in den Menschen erwecken, die das seelenlose Genießen verachten. In gläubiger Erwartung des wahrhaft Liebenswerten sollen wir uns schmücken und reinigen, »daß Sehnsucht euch durch alle Adern rolle!« Bei seinen Schülern darf der Meister sich rühmen solches erreicht zu haben:

»So wuchs in euch die Würde und die Ferne
Die, wartend, nie nach niederer Gabe tastet...
So mehrt ich eure Glut im innern Kerne,
Dass ihr das wahre Bild am reinsten fasstet.«

Die Liebe, die der Dichter besingt, ist jene heilige Glut, die den Leib vergottet und den Gott verleibt. — Gegen die harmonisch-glatten, die Goethe als Schild für all ihr niedriges Treiben mißbrauchen, höhnt er:

»Ihr nennt ihn eur und ihr dankt und jauchset —
Ihr freilich voll von allen seinen Trieben

Nur in den untern Lagen wie des Tiers —

Zu dem Genius seiner Liebe aber darf er sagen: »Kein Ding, das webt in deinem Kreis, ist schön.«

Fern ist der Dichter, dessen Kunst »eine Kunst aus der Anschauungsfreude, aus Rausch und Klang und Sonne« sein will, aller Askese. Gerade »Blut« ist, was er an den Heutigen am meisten vermißt. Wer wie die »Nordmenschen« den Rausch verpönnen muß, weil er ihm nicht ansteht, »war nie geeinigt mit dem höchsten Gott.« Und zu jenen Todessüchtigen, die den Tag verleguen im Wahn, durch Er-töten des Leibes »die Dauer« zu erwerben, meint er:

»So schmolzen ehmal's biss und fiebernd Sucher
Des Golds ihr Ers mit Wässern in dem Tügel!
Und draussen gingen viele Sonnenwege.«

Aus der Absonderung und Vereinzelung kommt nur alle Sünde

nur der Neid und der Haß zufrieden sein, und die zwei haben nichts mit unserm Anarchismus zu tun. Es geht nur darum, dem Arbeiter und der Gesamtheit Nutzen zu bringen. Kann das der Sabot? Nein.

Wir müssen also eine Kampfweise finden, deren soziales Ergebnis positiv ist. Für uns besteht diese Methode in folgendem: alles, was man tut, so gut als möglich zu tun und dem entsprechend mit allen Mitteln zu verhindern, daß etwas Minderwertiges hergestellt wird.

Der soziale Vorteil eines solchen Vorgehens springt unmittelbar in die Augen. Keine verdorbenen Waren mehr, keine schlechten Qualitäten, keine minderwertigen Rohmaterialien, die zu ihrer Verarbeitung ebensoviel Zeit erfordern, wie wenn sie gut wären, und nur unsoliden Schund liefern, keine minderwertigen Erzeugnisse mehr, über die sich jeder ärgert; keine Zeitvergeudung mehr; Freude der einen im Bewußtsein, etwas Tüchtiges herzustellen, und Freude der andern, wenn sie einen Gegenstand gebrauchen, der seiner Bestimmung völlig entspricht.

Widerlegen wir nun auch schnell das Sprüchlein, das man in Arbeiterkreisen manchmal hört: »Gut oder schlecht arbeiten, es ist immer Arbeit.« Ob einer gut oder schlecht arbeitet, er bringt immer seine Zeit hin, ganz gewiß; ob einer gut arbeitet oder pfuscht, er arbeitet immer in dem Sinn, daß er für einen bestimmten Lohn an irgend etwas schuftet, gleichviel, mit welchem Erfolg; wirklich gearbeitet aber hat man nur, wenn man etwas Nützlichendes endgültig aus der Hand gegeben hat.

Die Arbeiter allein können den Kapitalismus zwingen, gute Arbeit zu liefern. Alle werden Vorteil davon haben (da sie zahlreicher sind, die Arbeiter mehr als sonst irgendwer), aber nur die Arbeiter können eine gute Herstellung durchsetzen; sie sind an der rechten Stelle, um diesen Kampf zu führen. Das sind nun neue Streiks, die wunderbar fruchtbar sein werden: in der Industrie entschiedene Weigerung, schlechte oder schädliche Stoffe zu verwenden; im Handel entschiedene Weigerung, die verdorbene Ware zu verkaufen und dem Kunden anzuschmieren.

Die Arbeiter werden sich dann von sich aus — mit weniger Kosten und oft mit mehr Verständnis — zu Arbeitsinspektoren aufwerfen, und was der Staat mit seinen Inspektoren nicht hat durchsetzen können, wie es schon die Logik ergibt, selbst wenn man annehmen wollte, er hätte es aufrichtig gewollt, das werden die Arbeiter sehr leicht durchsetzen, vorausgesetzt nur, daß sie sich für Wissen sorgen und daß sie sich für dieses ihr Wissen und ihr Vorgehen zusammenschließen.

Es darf nicht mehr sein, daß es gegen den freilich oft unbekannt Käufer, der aber fast immer ein Bruder im Elend ist, der Arbeiter mit dem Unternehmer hält. Wenn es das Interesse des Unternehmers ist, zu betrügen, so ist es das Interesse des Arbeiters, daß niemand betrogen werde.

Der Sabot erzeugt schlechte Produkte, die Methode der guten

Arbeit, die wir hier empfehlen, erzeugt nur gute. Als Konsument hat also der Arbeiter in hervorragendem Maße ein praktisches Interesse daran, daß er gute Arbeit leistet und nicht sabotiert.

Ferner aber: wie kann vom Standpunkt der technischen Vervollkommnung der Arbeiter Geschicklichkeit erlangen, wenn er sabotiert, d. h. pfuscht? Das gibt es nicht; wer sich daran gewöhnt, schlechte Arbeit zu tun, verliert die Handgeschicklichkeit. Alle Menschen aber — und also jeder Einzelne — hat ein Interesse daran, daß die gelernten Arbeiter geschickt sind.

Ein weiterer praktischer Grund und einer von allgemeiner Geltung. Die Ausstände sind zum Teil darum erfolgreich, weil die öffentliche Meinung den Streikenden günstig gesinnt ist. Nun ist es klar, daß die öffentliche Meinung nur solchen Ausständen günstig gesinnt sein kann, die auf eine Verbesserung abzielen: Verbesserung der Konsumartikel, Verbesserung des Verkehrs usw. In den Ausständen, die bisher stattfanden, schien sich der Arbeiter nur um sein Sonderinteresse zu kümmern; er fand darum nur bei den Arbeitern der nämlichen Gewerkschaft oder verwandter Berufe tatkräftige Unterstützung; niemals haben die alten Ausstände fast völlig einmütig die Öffentlichkeit auf ihrer Seite gehabt: zu viele Menschen litten unter ihnen und zwar, ohne daß sich ihnen in der Zukunft die geringste Entschädigung für dieses Leiden ergab. Den Streiks, die wir empfehlen, haftet dieser Fehler nicht an, im Gegenteil; und die öffentliche Meinung wird die Streikenden unterstützen, weil beim Erfolg des Streiks jeder Gewinn haben wird.

Und nun noch ein psychologischer Grund. Ribot (Th. Ribot, Psychologie der Empfindungen, Aechtes Kapitel: Die moralischen und sozialen Empfindungen) hat gezeigt, daß jede Handlung der Zerstörung ein Gefühl der Unlust zurückläßt, daß dagegen jede schöpferische Betätigung von einem Gefühl ungetrübter Lust begleitet ist. Es tut gar nicht not, sich auf eine solche Autorität zu stützen; jeder hat diese Erfahrung selbst gemacht: man ist nie glücklicher, als wenn man etwas getan hat und es gut getan hat. Der Arbeiter braucht nicht nur Lohn, um seine materiellen Bedürfnisse zu befriedigen; der Arbeiter braucht Glück (auch sein Körper wird sich wohler befinden, wenn er zufrieden ist, und entsprechend umgekehrt, und er wird besser arbeiten; das ist eine Kette ohne Ende). Der Sabot nun, der ein Vorgehen ist, das der Haß diktiert hat, kann nur Verdrossenheit und Widerwillen gegen sich selbst erzeugen. Nur die wohlgetane Arbeit ist eine Quelle der Lust und ein Leben ohne Lust ist nicht wert, daß es gelebt wird. Die Lust, das Glück liegt in der wohlgetanen Arbeit; je besser einer zu Werke geht, um so lustvoller, um so glücklicher ist er. Die größte und beste Lust ist die, die man in sich selber findet: sie ist die einzige, die völlig befriedigt.

Ob er es weiß oder nicht, auch der Arbeiter will für seine Hand-

und falscher Wahn. Immer wieder verweist der Dichter die Freunde an »die täglich wirksame Gewalt der Liebe«. Sie allein ist, die unserm Denken den Mittelpunkt gibt und uns den Sinn für die Anmut des Lebens und seine sanfteren Wallungen rege erhält. Das Geheimnis alles organischen Lebens: Gebet, so wird euch gegeben, bringt der Dichter mit dem sichtbareren Bilde: »Und so ihr euch verzehrt, seid ihr voll Licht.«

Den jungen Freund, der im Festesüberschwang sich schon selber genug glaubt, mahnt er: »Wie andern Maß! so ruf ich dir: mehr Hunger!« Die sicherste Fährte schwindet, das süße Licht der Jugend verblaßt:

»DIE Angst nur ziemt, dass für die uns gewährte
Glückseligkeit wir Keim und Nöhre speichern,
Um ANDRE, nie uns selber zu bereichern.«

Auch der Stärkste vermag der Liebe und des Zusammenhanges mit den Brüdern nicht zu entraten:

»Wenn hoch im Saale sich die Paare drehn
Im bunten Schmuck mit Blumen um die Schläfen —
Folgt ich den ärmsten Wandlern in den Häfen: ...
So sehr ist Qual allein zu gehn.«

Und dem heroischen Denker, dem Dichter des Nachtlieds*, ihm, der einzig war von Tausenden aus Rauch und Staub um ihn«, klagt er nach:

»Erlöser du, selbst der Unseligste! —

Der kam zu spät, der stehend zu dir sagte:
Dort ist kein Weg mehr über eisige Felsen
Und Horste grauser Vögel — nun ist not:
Sich bannen in den Kreis, den Liebe schließt.« —

Die Liebe dankt mit freudigen Augen und tätig schaffenden Händen. Der Dichter wartet die Freunde, deren Augen, »trüb durch ferne Träume« geworden, vor der Flucht in vergangene Zeiten und Sagen,

* Nietzsche.

»Mag Traum und Ferne uns als Speise stärken,
Luft, die wir atmen, gibt nur der Lebendige.«

In Tat und Werk soll sich die Liebe des Freundes umsetzen:

»Dass einst es heisse:

Auf kurzem Pfad bin ich dir dies und du mir so gewesen.«

Daß nur »der wilde Sturm der Liebe« das gleitende Leben zwingen kann Gestalt anzunehmen, daß nur durch Sammlung der eigensten Kräfte das Höchste uns gelingen mag, daß wir nicht mehr neben uns das Übel suchen und nicht mehr außer uns nach dem Heile greifen sollen, lehrt die »Hehre Harfe«:

»Keine Zeiten können borgen ...
Fegt der Sturm die Erde sauber.
Tretet ihr in euren Morgen,
Werfet euren Blick voll Zauber
Auf die euch verlièhnen Gänge
Auf das Volk, das euch umfähet
Und das Land das dämmergrau
Das ihr früh im Brunnen sahet.« —

Wer vermag eine Quelle zu erschöpfen? Schon mehr als vielleicht erlaubt, haben wir dem Buche entnommen.

Seit Erscheinen des siebenten Ringes ist vieles, was bis dahin noch ein Leben erheuchelte, in Staub zerfallen. Das Echte ringt überall nach Wort und Gestalt; viele Zeichen kommen zusammen, um uns den Anbruch erusteterer freudigerer Tage erhoffen zu lassen. So schließen wir vertrauensvoll mit dem »Kehrans« des Dichters:

»Die Hexen und Beschwörer, die noch spuken —
Hinaus! Die Dämmerung bricht durch alle Luken.
Dass der nur rück ins reine Haus sich wage,
Der hüllenlos sich zeigen darf am Tage.«

J. N.